

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 10 (1920)
Heft: 44

Artikel: Der umstürzlerische Neubau
Autor: Moeschlin, Felix
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643160>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 44 — X. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 30. Oktober 1920

— Aller Seelen. —

Von Carl Silens.

Ein Ahnen zittert durch die Lüfte,
Es geht ein Rauschen durch die Gräfte:

Aller Seelen!

Aller Seelen!

Die Herzen, die geschieden,
Die uns so bitter fehlen,
Sie schlafen still im Frieden,
Im Frieden aller Seelen,
Aller Seelen.

Ein Ahnen zittert durch die Lüfte,
Es geht ein Rauschen durch die Gräfte:

Aller Seelen!

Aller Seelen!

Wozu das Weh hienieden?
Wozu, o Herz, sich quälen?
Auch dir ist einst beschieden
Der Frieden aller Seelen,
Aller Seelen.

— Der umstürzlerische Neubau. —

Von Felix Moeschlin.

Alles war vorgesehen im Baugesetz dieser sehr regen und tätigen Schweizerstadt. Zwei Bände zu 500 Seiten und sieben broschiierte Nachträge in grünen Umschlägen — das durfte genügen. Es gab denn auch vorsichtige Architekten, die sich besondere Baugesetzspezialisten hielten, kurzweg „Baugesetzler“ genannt. Die mußten Tag um Tag nachschauen, ob man nicht mit einem Balken, einer Wand, einem Fenster, einem Kamin gegen die genau formulierten Vorschriften verstoße. Und die betreffenden Architekten behaupteten allen Ernstes, daß sich ein solcher „Baugesetzler“ doppelt und dreifach bezahlt mache. Trotz des Baugesetzes wurde nämlich eifrig gemauert, gepflastert, geschreinert, gezimmert, geschlossert, gegipst und gemalt; denn die Stadt nahm jährlich um 2000 Einwohner beiderlei Geschlechtes zu (trotzdem die Geburtenzahl fortwährend sank), weil der in- und ausländische Handel blühte, kräftig gefördert durch die Behörden, und auch die Industrie beständig Neugründungen aufweisen konnte, dank eines wirksamen Zollschutzes.

Wie gesagt: Alles war vorgesehen im Baugesetz dieser sehr regen und tätigen Schweizerstadt — nur Eines nicht! Und gerade dieses Eine mußte nun eines schönen Tages geschehen. Und als es geschehen war, kam ebenso natürlich auf Vorschlag des Baudepartements und einstimmigen Be-

schluß des vollständig versammelten Regierungsrates der entsprechende Paragraph mit Zusätzen und Einführungsbestimmungen als achter broschiiertes Nachtrag ins bezügliche Gesetzbuch — denn das Gesetz hinkt immer hintendrein und der erste Sünder geht immer frei aus, obwohl man dies eigentlich im Interesse der öffentlichen Moral nicht verraten sollte. Aber die Schelme und viele andere Leute wissen es ja schon längst.

Und nun kann die Geschichte anfangen; denn ohne die angedeutete Lücke im Baugesetz hätte die Geschichte gar nicht anfangen, geschweige denn immer weiter und weiter gehen und endlich ganz triumphierend schließen können.

*

Die Leser guckten mit großen Augen ins „Nationalblatt“, Intelligenzblatt für Stadt und Land und die übrige Schweiz.

16. Januar: Wie uns mitgeteilt wird, hat ein Konsortium, dem bekannte Namen angehören, die ganze Häuserreihe an der Gewürzmüllergasse vom Marktplatz bis zum Sechsstrahlenbrunnen käuflich erworben. Ueber die Absichten des Konsortiums schwebt man noch im ungewissen.

17. Januar: Wie uns zwei Besitzer von Häusern am gestern genannten Straßenabschnitt an der Gewürzmüller-

gasse mitteilen, beruht unsere gestrige Mitteilung auf vollständig falscher Information. Die Vermutungen, die sich an diesen vermeintlichen Kauf knüpften und die wir mit Absicht nicht veröffentlicht hatten, weil wir zuerst Gewißheit haben wollten, sind also falsch. Unsere Leser werden uns für unsere Zurückhaltung wieder einmal Dank wissen.

18. Januar: Es geht das Gerücht, daß ein Konsortium die ganze Häuserreihe an der Kürschnergasse vom Marktplatz bis zum Sechstrahlenbrunnen käuflich erworben habe. Wir geben dieses Gerücht mit allem gebührenden Vorbehalte wieder, können uns aber der Bemerkung nicht enthalten, daß unsere erste Mitteilung demnach vielleicht doch nicht so falsch gewesen sein müsse (es scheint bloß die Gewürzmüllergasse mit der Kürschnergasse verwechselt worden zu sein, bei der Nähe der beiden Parallelstraßen ein begreiflicher und verzeihlicher Fehler) und daß sich also unser Blatt wieder einmal rühmen darf, das bestinformierteste städtische Blatt zu sein.

19. Januar: Auf einen Angriff in der „Volksfahne“ bemerken wir folgendes: 1. Wir haben nie behauptet, daß der Abschnitt Marktplatz-Sechstrahlenbrunnen an der Kürschnergasse wirklich verkauft worden sei. 2. Wir haben nie behauptet, daß der Straßenabschnitt Marktplatz-Sechstrahlenbrunnen nicht verkauft worden sei. Wir halten die Angelegenheit damit unsererseits für erledigt.

22. Januar: Es bestätigt sich, wie wir am 16. resp. 19. Januar mitzuteilen in der Lage waren, daß die Straßenabschnitte Marktplatz-Sechstrahlenbrunnen an der Gewürzmüller- und Kürschnergasse, somit der ganze Häuserblock zwischen Marktplatz und Sechstrahlenbrunnen durch freihändigen Kauf in den Besitz eines Konsortiums übergegangen ist. Wir begnügen uns für heute mit dieser Feststellung, die auch unserer Antwort vom 19. Januar auf einen Angriff der „Volksfahne“ zu vollem Rechte verhilft.

23. Januar: Auf die gestrige Mitteilung betreffend Ankauf des vielgenannten Häuserblocks, die laut umfangreichen und nicht zu bezweifelnden Informationen auf völliger Wahrheit beruht, sind uns so viele Schreiben zugegangen, daß wir heute nur einen Teil und auch diesen nur teilweise wiedergeben können. Wir selbst enthalten uns gewohnter Weise vorläufig aller Kommentare, werden aber seinerzeit nach Klärung der Sachlage nicht verfehlen, unsern Standpunkt in einer Weise einzunehmen, wie er in bezug auf das Wohl der Gesamtheit und auf den guten Ruf unserer alten Stadt von jedem rechtlich und national denkenden Bürger eingenommen werden muß. Und hiermit erteilen wir den verehrlichen Einsendern das Wort, für das wir natürlich jede Verantwortung ablehnen.

„An die Freunde eines schönen Stadtbildes!“

Soll unsere Stadt auf ewige Zeiten zerstört werden? War vor einem Jahrzehnt noch die Entschuldigung der Unwissenheit vorhanden, so gilt sie jetzt nicht mehr: Jedes Kind weiß, was für unmeßbare, unschätzbare und unersetzbare Werte je und je durch gewissenloses Niederreißen zerstört worden sind. Wohl muß ja zugestanden werden, daß dieser bedrohte Häuserblock zwar keine besonderen Schönheiten bietet, weil er selber gewissermaßen einen Neubau der siebziger und achtziger Jahre darstellt. Aber die Plananlage wenigstens ist die alte. Jetzt wird es ohne Straßenverbreiterung

und Geraderichtung der Häuserflucht nicht abgehen. Dagegen protestieren wir energisch. Das Wesen unserer Stadt lassen wir uns nicht rauben. Das Winklige und Enge der beiden bedrohten Straßen soll auch noch unsern Kindeskindern unberührt und ungeschmälert erhalten bleiben. — Ein Freund des alten Stadtbildes.

„Man sehe sich vor.“

Es ist wahr, daß in architektonischer Beziehung der in Frage gestellte Häuserkomplex keine großen Schönheiten aufweist. Möge man also ruhig abreißen. Aber für den Neubau gebe man die nötigen Garantien. Nun — und dann nie wieder — ist die Möglichkeit gegeben, unser Stadtbild harmonisch auszugestalten. Der Staat schaue genau zu. Strenge Bestimmungen her, ehe es zu spät ist! Rein kapitalistische Interessen dürfen nicht vorherrschen. Es wird sich zeigen, ob die Stadtverwaltung auf der Höhe der ästhetischen Anforderungen des modernen Städtebaus steht. — Ein Mitglied des Architektenbundes.

„Ein neues Warenhaus.“

Ist des grausamen Spieles noch nicht genug? Soll der bescheidene Gewerbetreibende, die richtige Stütze des Staates, ganz zerdrückt werden? Ist das schweizerisch? Ist darum der Bund auf dem Rütli beschworen worden? Schon wieder ein Warenhaus? Und in solchen Riesendimensionen? Denn was anderes als ein Warenhaus könnte geplant sein? Am altehrwürdigen Marktplatz, der schon soviel Ehres und Feierliches hinter sich hat? Nein, und abermals nein! Das darf nicht geschehen. Nie, nie, nie! Vergeßt unsern Wahlspruch nicht: Alle für einen, einer für alle! — Ein Mitbestandspolitiker.

„Brauchen wir wirklich ein Riesenhotel?“

Es ist die Meinung aller Leute vom Fach, daß die Konkurrenz auf unserm Gebiet schon groß genug ist. Da nun sicherem Vernehmen nach auf dem von einem Konsortium angekauften Platz nichts anderes geplant sein soll als der Aufbau eines erstklassigen Unternehmens, so möchten wir uns beizeiten dagegen wehren. Hier ist es Aufgabe des Staates, einzugreifen, wenn er nicht den Ruin eines bis dahin zuverlässigen und steuerkräftigen Standes fördern will. Weg mit der Schmutzkonkurrenz! — Ein erstklassiger Hotelier.

„Aufgepaßt.“

Es ist gewiß gut und schön und die Gesundheit fördernd, wenn die Menschen Bier trinken. Aber wir dächten denn doch, daß es dazu in unserer Stadt schon genug Gelegenheit gibt. Ohne die einzelnen Lokale besonders erwähnen zu wollen, müssen wir wie gesagt betonen, daß man hier an mehr als an einem Orte auf die schönste und angenehmste Weise sein Glas Dunkles oder Helles trinken kann. Wir sind darum entschieden gegen die Gründung dieser Riesenbierhalle am Marktplatz, die ganz sicher nicht ohne schädigende Wirkung in moralischer und sittlicher Beziehung bleiben würde. Keine neue Bierhalle, das sei unsere Parole! — Ein zufriedener Arbeiterschöppler.

„Gehört die Heilsarmee an den Marktplatz?“

Wie wir aus sicherer Quelle vernehmen, steht die Heilsarmee hinter dem Konsortium, das am Marktplatz tätig ist. Es fällt uns gewiß nicht ein, hier über die menschenfreundliche Tätigkeit dieser religiösen Sekte, die sicher nicht bezwei-



Edouard Vallet, Genf.

Begräbnis in den Bergen.

felt werden kann, ein irgendwie absprechendes Urteil aussprechen zu wollen. Das sei fern von uns. Aber wir können uns des Eindruckes nicht erwehren — und viele werden der gleichen Meinung sein — daß ein Stadtzentrum von so ausgesprochen einheimischem, gutbürgerlichem und alt-schweizerischem Charakter nicht dazu bestimmt ist, solchen doch unzweifelhaft uns etwas wesenfremden Bestrebungen zum Aufenthalt zu dienen — besonders darum, weil die genannte Sekte bekannterweise ein etwas aufdringliches Gebaren, das sich auch im Bau äußern würde, leider allzu sehr liebt. Wir hoffen, daß die maßgebenden Stellen das richtige städtische Feingefühl bewahrt haben werden. — Ein Alteingesessener, dem das Münster genügt.

Die Freunde des alten Stadtbildes waren demnach in Aengsten — in sehr berechtigten, es sei zugegeben. Und die Konkurrenz witternden Mittelständler, Hoteliers, Bierhallenbesitzer desgleichen. Und die Gegner der Heilsarmee hielten mit ihren heftig geäußerten Meinungsverkündigungen wahrhaftig auch nicht zurück. Man mußte sich wehren, sich versehen, das war das laut gepredigte städtische Bewußtsein. Jeder Ausläufer und Schulbub, jedes Marktweib und Ladenmädchen fühlte sich plötzlich als Liebhaber und Mitbesitzer dieses Häuserblocks. Man kann getrost sagen, daß seit der Abstimmung über die obligatorische Kanalisation kein Gefühl von so allgemeiner Geltung die Stadt beherrscht hatte. Es gab alte Junggesellen, die diesen Verkauf, diese lauernde Drohung einer durchgreifenden Aenderung als eine persönliche Beleidigung und Verunglimpfung empfanden. Dreißig, vierzig, fünfzig Jahre waren sie durch diese Kürschner-, diese Gewürzmüllergasse gegangen — im Traum, im Stockdunkeln hätten sie den Weg gefunden — und nun sollte plötzlich alles anders werden? Kurz vor dem Tode sollte man sich noch an etwas anderes gewöhnen? „Man möchte nach Amerika auswandern“, sagte einer. Und sie standen empfindsam und gerührt, sogar mit Tränen in den Augen vor diesen unerlebbaren Winkeln und Ecken, und als ein geschäftseifriger Photograph im Format 13/18 zu photogra-

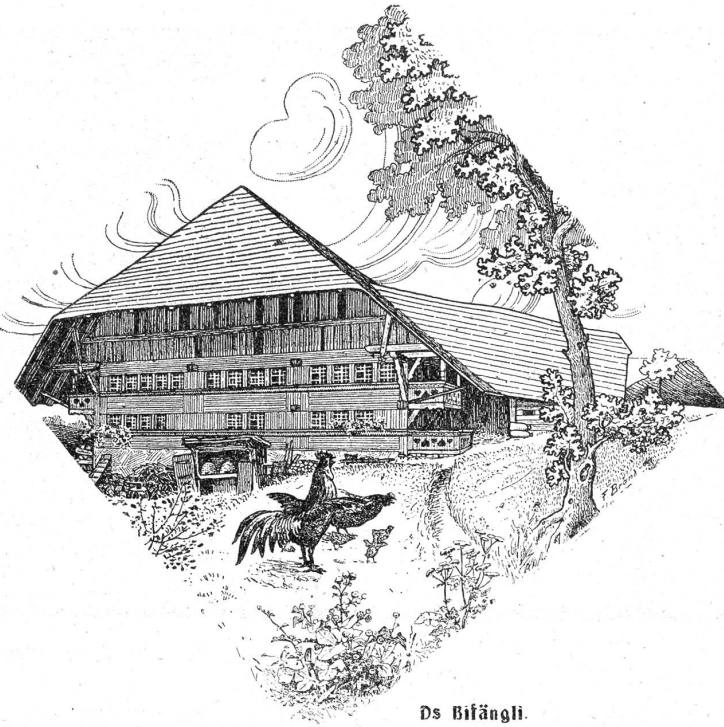
phieren anfang, brauchte er für den Verkauf seiner naturgetreuen Meisterwerke auf Glanz- und Mattpapier nicht zu sorgen. Alle guten Bürger — und wer gehörte jetzt nicht zu dieser wichtigen Kategorie löblich bestrebter Menschen? — wollten diese Bilder einer bald entschwindenden Zeit besitzen, und die Rahmenfabrikanten machten in braunen, schwarzen und goldenen Leisten glänzende Geschäfte.

Die politischen Parteien aber waren von einer seltenen Einnütigkeit beherrscht. Während sonst sogar der erste August in gesonderten Lokalen gefeiert wurde — obwohl die radikale Schweizerfahne, die zum „Löwenbräu“ herausging, der liberalen Schweizerfahne, die über dem Tor des Sommerkasinos flatterte, aufs Haar gleich (sie stammten beide aus der gleichen Fabrik) — brachte man es diesmal endlich zu einer gemeinsamen Tagung. Alles machte Front gegen dieses geheimnisvolle Konsortium, dessen genaue Zusammensetzung man immer noch nicht kannte (auch das „Nationalblatt“ hüllte sich in vielsagendes Schweigen), wider diese geheimnisvollen Absichten, „die gegen das Herz der Stadt gerichtet waren“, wie einer unter allgemeiner Zustimmung verkündete. Und einstimmig faßte man die Resolution, während ein Schauer feierlich empfundenen Bürgerbewußtseins und Solidaritätsgefühls jeden Rücken herunterlief: daß die versammelten neun städtischen Parteien (mit Einschluß aller Quartiervereine), nach Anhörung von Referaten der um das Wohl der Stadt besorgten Vertreter gemeinnütziger, künstlerischer und wirtschaftlicher Verbände die bestimmte Hoffnung und Erwartung aussprachen, daß die hohe Regierung alles tun werde, um einer Verschandelung der Stadt in ästhetischer und moralischer Beziehung durch den Ankauf des Häuserblocks Marktplatz-Sechsstrahlenbrunnen mit allen zu Gebote stehenden, eventuell ad hoc zu schaffenden Mitteln vorbeugen werde!

Die hohe Regierung nahm die sauber ins Reine geschriebene, von einem Lehrer der Gewerbeschule gratis hübsch verzierte Resolution mit sympathischen Gefühlen entgegen. Und zur Befriedigung aller ängstlichen und bekümmerten

Bürgergemüter wurden in kurzer Zeit auf dem Wege der Dringlichkeit alle nur erdenklichen Bestimmungen, die eine irgendwie tiefgreifende Veränderung des Bildes, des Wesens oder der Geschäftsstruktur der Stadt mit Aussicht auf Erfolg verhindern konnten, vor den ungewöhnlich stark besuchten Großen Rat gebracht und einstimmig angenommen, während die dichtbesetzten Galerien ganz gekehrwidrig laut klatschten, so daß der Ordnung halber der Großratspräsident schmunzelnd den Befehl zum Räumen geben mußte.

(Fortsetzung folgt.)

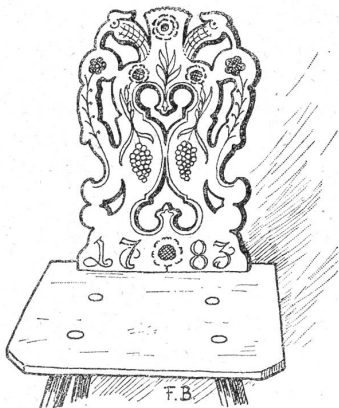


Das Bifängli.

„Bärndütsch.“*)

Was ist es, das uns im Antiquitätenladen, im historischen Museum so lange festhält bei all dem Trödlerkram, in den alten Stuben, beim alten Webstuhl, beim Spinnrad, bei der gemalten Truhe, bei der geschnitzten kleinen Wiege aus Urgroßmutterns Zeiten? Es ist gewiß schwer, dieses Interesse allgemeingültig zu deuten. Der eine ist erfüllt von historischem, der andere von künstlerischem Erkenntnisdrang. Der eine tritt mit naivem Gegenwartsstolz an diese Dinge heran, und dann verblüfft ihn die Entdeckung, daß unsere Vorfäter schon sehr findig und kunstbegabt waren. Ein anderer flüchtet mit seinem Pessimismus in die „gute alte Zeit“, und seine Phantasie tut sich gütlich in einem verschwundenen Arkadien.

Wie dem auch sei, ohne Zweifel haften an diesen alten Gegenständen starke Gefühlswerte, die wir sorgfältig bewahren wollen. Es ist uns, wie wenn in dieser alten geschnitzten Wiege die Mutterliebe aus vielen Geschlechtern verkörpert wäre, wie die hunderte an ihr durchwachten Nächte, das Bangen, die Angst, die Hoffnung, die Freude, das



Ein schön Stabälle.

Entzücken, das „zitternde Glück“ all der jungen Mütter und alten Großmütter in das braune Holz hineingedrungen und

es vor Unglück und Zerstörung gefeit hätten als ein Heiligtum. Und erzählt uns nicht das alte Spinnrad von Arbeit, Sorgen und Mühen, von Ringen um das Vorwärtskommen ganzer Generationen? Gibt uns nicht die alte Stube mit Kästen und Truhe, mit Tisch und Bett Kunde von dem großen Kampf der Menschen um das reiche, schöne, heilige Leben?

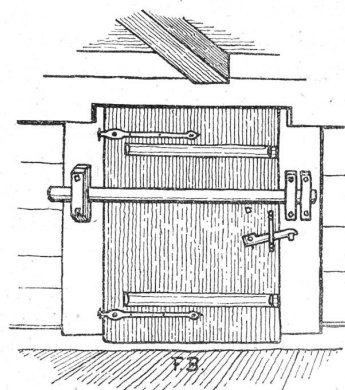
Ähnlich geht es uns mit den alten Volksliedern. Wir fühlen es ganz deutlich: diese naiven Liedchen mit ihren oft undeutlichen Beziehungen in die Ferne, sie wurzeln im Herzen des Volkes, in der Tiefe der großen menschlichen Empfindung; Liebe, Haß, Leidenschaft, Sehnsucht nach Befreiung von menschlicher Gebundenheit, nach Glück: die ganze

menschliche Gefühlskala summt, singt, jauchzt und jubelt aus dem Volkslied.

Und so ist es mit der Volksfrage und dem Volksaberglauben; ist es mit der Volkssprache, die nicht bloß eine abgeschliffene Münze für die Markterzeugnisse des Lebens darstellt. O nein! Die Mundarten sind nicht ein starres, totes Wortmaterial, sondern eine lebendige, formbare Masse. Aus ihr prägt die schöpferische Volkskraft immer neue geistige Münzen, deren Gepräge bald mit derber, plastischer Deutlichkeit, bald mit gefühlsbetonter, ahnungsvoller Bildlichkeit die feinsten Sach-, Gedanken und Gefühlsnuancen auszudrücken vermögen.

Diese Erkenntnis hat eine ganze wissenschaftliche Bewegung ausgelöst: Die Brüder Grimm haben vor ungefähr hundert Jahren begonnen, was man heute Dialektforschung nennt. Diese Wissenschaft wurde von selbst zur Volkskunde, da sie hineinführte ins Leben des Volkes und da sie uns Kunde gibt von den Zusammenhängen der Sprache mit dem Sach- und Geistesgut des Volkes.

Auch in der Schule fand die Volkskunde einen Niederschlag und zwar in der Heimatkunde-Bewegung. Seit ungefähr zwanzig Jahren und in steigendem Maße bis



Türsicherig im Meitschigade.

auf die Gegenwart erarbeitet man die Grundbegriffe in Naturkunde, Geographie und Geschichte durch die Betrachtung

tung der Dinge und Verhältnisse der engern Heimat. Auch im Sprachunterricht geht man von der Mundart aus nach dem pädagogisch-methodischen Grundlage: vom Nahen zum Fernen, vom Leichten zum Schweren. Das Heimatkundeprinzip dient nicht nur intellektuellen, sondern ebenso sehr ethischen Zielen. Indem wir die Kinder ihre Heimat kennen lehren, pflanzen wir die Liebe zur Heimat in sie und schaffen ihnen eine Glücksquelle, aus der sie auch später noch, als leid- und neidgeplagte Arbeitsmenschen täglich neue Lebenslust und Lebensmut schöpfen.

Heimatkunde, erweitert zur Volks- und Menschenkunde, das ist die Erziehungsforderung der Gegenwart. Wir alle sind hierin unserer Bildung etwas schuldig geblieben. Die Hand aufs Herz: wer von uns kennt sich aus in seiner engern Heimat? Wen hat nicht schon seine Lücken im Wissen um die nächstliegenden Dinge und Verhältnisse empfindlicher geniert, als ihm ein großer Teil seines Schulwissens je genügt hat? Wer von uns, die wir uns um fremde Sprachen schwer gemüht, kann sich rühmen, seinen Dialekt rein erhalten zu haben, und dies mit Bewußtsein all der Kraft und Schönheit, die in ihm schlummert? Und doch wäre dieses Stück Bildung so wertvoll für das Leben. Denn es vermittelt Menschenkenntnis und diese wiederum Selbsterkenntnis, die Grundlage zum guten und glücklichen Auskommen mit dem Nachbar und Nächsten. Dies gilt für die Gesamtheit wie für den Einzelnen.

Nach dieser Vorbetrachtung dürfen wir unsern Lesern ein Werk in Erinnerung rufen, das uns Bernern ganz besonders viel zu sagen hat: Wir meinen die Volkskunde von Dr. Emanuel Friedli: „Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums“. Wer in oben angedeutetem Sinne seine bernische Heimat näher kennen lernen will, der muß Friedlis „Bärndütsch“ studieren.

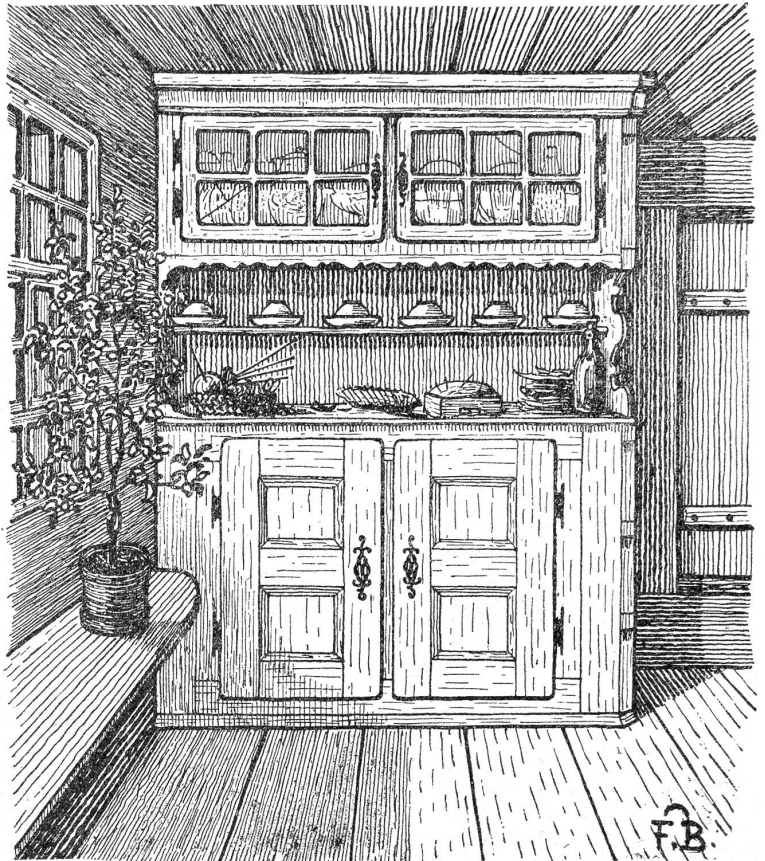
Was ist „Bärndütsch“?

Um diese Frage zu beantworten, ist es nötig, über die Entstehung des großangelegten Werkes das Nötigste zu sagen: Es ist bekannt, daß unter dem Namen „Schweizerisches Idiotikon“ ein sprachwissenschaftliches Unternehmen seit bald 40 Jahren die schweizerische Volkssprache durchforscht und zu einem Nachschlagewerk verarbeitet. Dies geschieht oder geschah mit der „Fernmethode“, d. h. durch Fragezettel an Mitarbeiter in den verschiedenen Landesteilen, mittelst derer man die mundartlichen Varianten der Wortformen feststellte, um sie dann in einem mit Stichwort versehenen Artikel in das „Idiotikon“ einzureihen. Daß das solchermaßen entstandene Mundartenlexikon kein volkstümliches Werk sein kann, liegt auf der Hand. Nun stand vor 20 Jahren und mehr Altpfarrer Friedli im Dienste



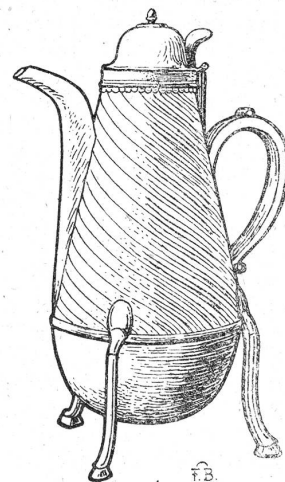
Es plutzgerli.

dieses Unternehmens. Die spärliche Geistesarbeit, die da als Exzerpist zu leisten war bei sehr spärlicher Entlohnung,



Das puffert i der Stöcklistube.

befriedigte ihn nicht. Auch über die Arbeitsmethode des Idiotikons machte er sich seine besonderen Gedanken. Die Fragezettel, in die Landesgegenden hinaus verschickt, drangen nicht zur lebendigen Volkssprache vor. Was in die stets wachsende Reihe der Idiotikonbände eingeheimst wurde, waren Sprachleichen, einbalsamiert für Jahrhunderte. Unmöglich konnte daraus dem Schweizervolk eine große geistige Förderung erwachsen und dies war doch der Zweck der Subventionen, die das Unternehmen bezog. Im Stillen dachte sich Pfarrer Friedli eine bessere Methode aus: Der Dialektbearbeiter muß selber zu den Leuten hingehen, mit ihnen



D'Gaffechanne mit dem Wübertrost.

leben einige Jahre lang, von ihrem Munde selbst die Sprache erlauschen mit all den feinen und feinsten Laut- und Be-

deutungsnuancen. Hier am Orte der Entstehung, angesichts der Menschen, die sie reden, und der Sachen, die ihren Inhalt ausmachen, können die Mundarten am besten studiert



Der Wanneflueh-Müller.

werden. Aber dann ergibt sich von selbst, daß sie nicht rein philologisch und wörterbuchmäßig behandelt werden können. Die Wissenschaft allein mumifiziert die Sprache. Das Leben galt es einzufangen, das Leben, das in der gesprochenen Sprache, in der Volkssprache insbesondere mit raschen Schlägen pulsiert.

Friedli vertraute diese Gedanken einem Briefe an, der den richtigen Leser fand. Otto v. Grenerg nahm die Idee mit Begeisterung auf und er fand nach jahrelangem beharrlichem Suchen den Weg, auf dem sie verwirklicht werden konnte. Regierungsrat Dr. Gobat als damaliger Erziehungsdirektor fand den Gedanken famos und versprach Unterstützung; doch sollte Friedli zuerst ein Probekapitel vorlegen. Mit frohem Wagemut bestieg er das aus Begeisterung für eine schöne Idee und aus Hoffnung auf die gute Hilfe gebaute neue Lebensschifflein. Und wie flott ist es gefahren! Von einem Hafen des Erfolges in den andern hat es ihn getragen, stolz und furchtlos durch die hohe See der Öffentlichkeit; die scharfen Klippen der Kritik hat er heut nicht mehr zu fürchten.

Bei dem befreundeten Lehrerpaa auf der Egg, bei Lükelflüh, bei Simon Gfeller und seiner Frau Meta, entstand in gemeinsamer Arbeit das Probekapitel. Es gefiel und die jährliche Subvention wurde gesprochen; es war ein ganz bescheidenes Sümmechen, das nun die Existenzgrundlage des „Bärndütsch“-Forschers darstellen sollte. Aber Friedli maß daran seine Bedürfnisse und fand die nötige Uebereinstimmung. In dreijähriger unentwegter Arbeit kam der Band „Lükelflüh“ zustande. Die Regierung stellte dem Verfasser eine Kommission zur Seite, die mit der Leitung der Publikation beauftragt war. Sie bestand aus den Herren Dr. O. v. Grenerg, J. Sterchi und Dr. H. Türler und wurde später ergänzt durch Herrn Dr. F. Balliger. In Herrn A. Franke fand sich der mutige Verleger, der das wenig Rentite und viel Arbeit, aber auch reiche moralische Genugtuung versprechende Werk in seine Obhut nahm. Zahlreiche Künstler und Kunstbegeisterte als Zeichner, Maler und Photographen stellten sich selbstlos in den Dienst des „Bärndütsch“-Werkes. Ihre Zahl wuchs mit der Zahl der Bände so hoch an, daß wir nicht alle ihre Namen nennen können. Nur die des ersten Bandes seien erwähnt; die meisten sind dem Unternehmen treu geblieben bis heute; es sind die Herren Kunstmaler W. Gorgé, R. Mürger, Zeichenlehrer F. Brand, Architekt R. Indermühle und Augenarzt Dr. E. Hegg.

„Lükelflüh“ erschien 1905. Es war ein 660 Seiten starker Band mit schätzungsweise über 150 Illustrationen, darunter prächtige Farbentafeln, mit geographischen Karten, mit einem Wörterverzeichnis und ausführlichem Quellemachweis. Das Buch ergab den Maßstab zum Ausmaß des ganzen „Bärndütsch“-Werkes. Man wußte nun die Riesenarbeit abzuschätzen, die der über Fünfzigjährige auf sich genommen hatte. Denn daß das Werk fortgesetzt werden mußte, ergab sich aus dem Erfolg des ersten Bandes. aus seiner glücklichen Methode und aus der Menge der zutage geförderten volkstündlichen Schätze.

Welches ist nun Friedlis Methode und Plan? „Lükelflüh“ gibt darüber Aufschluß. Der Verfasser geht vom Boden aus, auf dem das Emmentaler Bärndütsch gewachsen ist. „Hoch und tief“, „Wasser“, „Wiese“, „Ader“ betitelt er die ersten Kapitel, zur Wohnstätte der Menschen, zu ihrem Vieh, ihrem Haus und Adergeräten und ihrer Kleidung schreitet er weiter; wenn er so das „Dingliche“ behandelt, kommt er auf das Geistige, auf Sitten und Gebräuche zu sprechen und zwar anknüpfend an wichtige Lebensbegriffe wie sauber, gesund und krank, Milch, Chäs, Anke, Brot, das Essen überhaupt, das Familienleben und das Heilige im Leben. Seine Methode zielt also auf den lebendigen Inhalt der Sprache, auf das „Volkstum“ ab, indem sie das Bärndütsch „im Spiegel bernischen Volkstums“ betrachtet. Die Sprachformen werden so mitten in ihre Bedeutung hineingestellt. Es ergeben sich bei dieser Darstellung ungewollungen auch die Hinweise auf die Wortspiele auf die ernstesten und wichtigsten Redewendungen, deren Herkunft im Sachzusammenhang leicht aufgedeckt werden kann. So spricht Friedli S. 183 — um ein Beispiel zu nennen — vom Hausbau und u. a. auch vom „Chalk“ (Kalk). Ortsnamen wie „Chalkmatt“ und „Chalkhofen“ deuten darauf hin, daß dieses Baumaterial ehemals an Ort und Stelle durch Bren-



Buechriti-peter. (Zeichnung von R. Mürger.)

nen von Kalkstein hergestellt wurde. Nach dieser Feststellung werden die diesbezüglichen Redewendungen erläutert: Du

*) Die unteremmentalische Aussprache des labialisirten l kann mit gewöhnlichen Lettern nicht wiedergegeben werden; einige schreiben es mit w: Chawch.

heft no viil ung'lösche Chald in der (noch jung und feurig), Er ist e Chaldhi, er chaldhet nume, er verchaldhet alls. In Begriffszusammenhang mit dem Baumaterial „Zimänt“ werden die bezeichnenden Ausdrücke: „Zimäntgrind“ (für Querkopf), „es Glesli Schnällziehende“ (für Branntwein) angeführt. Oder vom „Heu“ und der „Büni“ ist S. 211 die Rede. Die Erwähnung der Redewendungen: „si hei 's Heu nid uf der glücke Büni“, „Heu vo der Büni ahe gä“, „Seh ist de Heu gnue ahe!“ ergibt sich zwanglos. Ebenso des humoristischen Wortspiels: „Heuschreden uf der Büni“ (Schreden beim Anblick des schwindenden Heus) oder der boshaften Anspielung: „es het es Unglück ggää: 's Heustöckli ist umg'heit. Wes nume grööser wär (nämlich 's Heustöckli)!“ Oder der noch boshafteren: „Si Chaß ist iez asen übel zwäg: si cha nümme uf em Heustock lige, ohni daß si der Grind oder der Stiil drüber uus het.“ Wir überschauen in der Bedeutungsperspektive dieser Ausdrücke und Wize das ganze Leben des Kleinbäuerleins mit seinen Nöten und Kümernissen.

(Schluß folgt.)

*) Die Illustrationen dieses Aufsatzes stammen aus dem Band „Lügelsläch“.

Im Stöckli.

I.

Es ist im Stöckli gar so still
Und doch si beidi dünne.
Großätti treit halt Finkeschueh,
Großmüetti het mit Risme z'tue,
Het allergattig z'finne.

Sie hei halt beidi gar so gern
Die glänzig Obesunne,
Sie schynt a d'Wand ufs Hochzitbild
Fürrot, guldgelb, zletzt bleich und mild
Und ist derno verbrunne.

II.

Im Stöckli hei sie gäng derwyl
Wenn d'Großkind öppis chäre,
S'Großmüetti het jo Zwetsche z'gä,
Der Metti ist go Bretter näh,
Er macht em Bueb e Bähre.

Wer gern sis Herz usschütte möcht
Geit nid vergebe zueche.
Sie lose still und glette zwäg
Und wisse-n-us der Not e Wäg
Füruse und basueche.

III.

Es ist im Stöckli öpper krank,
S'Großmüetti lit im Stübli,
Sis Gsicht, sis Hoor si gar so bleich,
Es redt so lns, es redt so weich
Und strichlet s'Göttibüebli.

Der Metti schribt e Boge voll
Sis Testament, si Teilig.
Zetzt seht er ab, löschet s'Viechtli us,
En Engel schwebt dürs Stübli us —
Im Stöckli isch es heilig.

W. Flückiger.

Die ökonomische und gemeinnützige Gesellschaft des Kantons Bern.

(Fortsetzung.)

Die Tätigkeit der Gesellschaft war von Anfang an durch den Umstand etwas gelähmt, daß ihr keine äußeren Machtmittel zur Verwirklichung der Ideen zur Verfügung

standen. Sie war eine private Gesellschaft, die es mit Leuten zu tun hatte, die nicht durchwegs von der Notwendigkeit der Reformen überzeugt waren. Die leitenden Persönlichkeiten der Gesellschaft vertrauten aber auf die Kraft der Idee und des Beispiels und haben sich darin nicht getäuscht. 1763 konnte Tschärner melden: „Wir haben täglich gegründete Hoffnung, selbst unter dem Landpöbel und dem Bauernvolke, die Stärke des Exempels und der Gründe über den dummen oder hartnäckigen Gehorsam gegen die alten Gewohnheiten siegen zu sehen“. Immerhin, so weit wie die Zürcher konnten sich die Berner nicht aufraffen, auch Bauern unmittelbar als Mitglieder in die Gesellschaft aufzunehmen.

Für ihre Tätigkeit stellte die Gesellschaft ein Tätigkeitsprogramm auf. Der Schwerpunkt der Arbeit lag auf der Landwirtschaft. Daneben wollte man auch die Volkswohlfahrt und die Volkserziehung fördern, wie überhaupt das gesamte wirtschaftliche und soziale Leben in den Kreis der Bestrebungen gezogen wurde. Das Programm birgt eine Fülle von Gedanken, ist großartig in seiner Allseitigkeit. Als Grundlage der Tätigkeit war eine umfassende statistisch-wissenschaftliche Arbeit geplant, die genaue Kenntnisse des Schweizerlandes, seiner Naturgeschichte und seiner Bevölkerung vermitteln sollte. Was die Landwirtschaft betrifft, so richtete man in erster Linie die Blicke auf das unbebaute Land, die Gemeinrücken, die Wälder, Torflager, Wälder, Alpen. Dann rückte die Gesellschaft mit einem Heer von Neuerungen für das bebaute Land auf, mit der Stallfütterung, der künstlichen Düngung, der Verbesserung der Maschinen, Aufhebung des Flurzwanges usw. Wein-, Hanf- und Flachsbau bedurften der Reorganisation. Die Viehzucht mußte in andere Bahnen geleitet werden. Es galt auch, den Lebensverhältnissen der Bauern, der Knechte, der Frauen und Kinder Aufmerksamkeit zu schenken. Auch Handwerk und Industrie mangelten der Unterstützung.

Nachdem das Programm aufgestellt war, hieß es, dafür zu sorgen, daß es nicht beim bloßen Buchstaben blieb. Spott und Anfeindungen blieben der Gesellschaft eben nicht erspart und die Neuerungen konnten nur langsam in die Köpfe der Bauern verpflanzt werden. „Man kann nicht verlangen, daß sich die Ueberzeugung so rasch unter einer ganzen Nation ausbreitet. Die Nachkommen werden die Früchte der ökonomischen Wahrheit genießen“, sagte man sich ganz richtig.

Durch die Preisaufgaben wurde der Wettstreit angeporrt. Die Zahl der Preisaufgaben schwankte jährlich zwischen zwei und vier. Theorie und Praxis fanden Berücksichtigung. Die Beurteilung wurde außerordentlich sorgfältig vorgenommen. Die prämierten Arbeiten wurden gedruckt und oft gratis in großer Masse verteilt. Dann wurden die Neuerungen auch von Mitgliedern, die Landgüter besaßen, erprobt und auf diese Weise den Bauern ein gutes Beispiel gegeben, das mehr wirkte, als lange Vorträge und Schriften. Tschärner konnte 1764 schreiben: „Die Gesellschaft ist von außen zu einem Bestande erwachsen, der, wenn er auch die Wünsche patriotischer Mitbürger noch nicht erfüllt hat, doch die Hoffnungen übertrifft. Die Reider sind besiegt, die Spötter schweigen, die Verächter staunen über den Zuwachs, der uns eher bemühet als vergnügt.“ Zu den Preisen kamen Prämien. Sie dienten zur Aufmunterung des Landvolkes. Prämien wurden verteilt für den größten Ertrag selbstgezogenen Flachses, an Spinnerinnen, Sechlerinnen, Weber, Bleicher, für Erfolge in der Baumwollbearbeitung, Gerberei, Schweinezucht usw. Viele kleine Leute finden sich unter den Prämiengewinnern, auch Frauen. Ihre Namen wurden von 1763 hinweg im „Sinkend Bot“ bekannt gemacht und dadurch stiegen Ansehen und Verbreitung der „Pratig“. 1765 verdankte Pfarrer Ris in Trachselwald im Auftrage der „Wäber und Spinnerinnen aus dem Emmental“ die Ausrichtung von Prämien.

(Schluß folgt.)